

FRANKA NEUBAUER

# DROWNING

LINCOLN BALLET GROUP

# SHADOWS

© 2023 des Titels »Drowning Shadows« von Franka Neubauer (ISBN 978-3-95761-224-3)  
by LAGO Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München. Nähere Informationen unter [www.ln-vg.de](http://www.ln-vg.de)

LAGO

Für das kleine Mädchen,  
das von einer Zukunft geträumt hat,  
in der ihre Geschichten Platz haben.

Für die Jugendliche,  
die so in ihren Ängsten gefangen war,  
dass sie sicher war, es würde nie wieder besser werden.

Wir haben es geschafft.



# Prolog

Mit zittrigen Fingern umklammerte ich den kalten Metallrand des Waschbeckens, während mein Blick förmlich an meinem Spiegelbild klebte. Meine Sicht verschwamm, als meine Augen sich mit Tränen füllten. Trotzdem löste ich meinen Blick nicht vom Spiegel, nahm nichts anderes wahr als das intensive Blau meiner Augen. Früher hatten sie mich immer an die Farbe des Ozeans erinnert, besonders, wenn sie wie jetzt ganz nass vor Tränen waren und so schön schimmerten. Ja, früher waren sie mein liebstes Merkmal an mir gewesen. Jetzt reichte alleine ein zu langer Blick in meine Augen aus, dass sich Schweiß auf meiner Stirn bildete und mein Magen verkrampfte. Als das Prickeln auf meiner Haut nicht mehr auszuhalten war, wandte ich mich ab und stieß kraftvoll den Atem aus, den ich angehalten haben musste.

Allein der Gedanke, dass ein Blick in mein Gesicht ausreichte, mich in eine Panikattacke zu schicken, ließ mich innerlich auflachen, weil das alles so unendlich bizarr war. Wie hatte ich nur hier enden können? In einem abgeranzten Motelzimmer am Ende von Las Vegas? Noch dazu auf der Flucht vor meinem Leben, dem ich niemals entkommen konnte, ganz egal, wie weit ich rannte.

Es war absurd, einfach nur absurd. Und doch war ich hier. Mühsam hob ich meinen Kopf, um erneut in den Spiegel zu sehen.

Ich fuhr mit meinen Fingern die Konturen meines Gesichts nach, die mir so vertraut sein sollten wie nichts anderes in dieser Welt, weil ich sie tagtäglich gesehen hatte. Was einst leicht rundlich gewesen war – mit

rot glühenden Wangen –, wirkte jetzt eingefallen und blass. Ich kannte jede Wölbung, jede Form, jede Kurve auswendig. Und trotzdem fühlte ich mich seit Minuten so, als würde ich eine völlig Fremde anstarren – und irgendwie tat ich das ja auch. Das strahlende Blond meiner Haare hatte ich mit einem dunklen Braun, das beinahe schwarz wirkte, erstickt und die langen Strähnen radikal abgeschnitten, bis sie nur noch knapp mein Schlüsselbein berührten und mir ein fransiger Pony ins Gesicht fiel. Der Schnitt war schief und meine Haare sahen genau so strapaziert aus, wie ich mich fühlte, aber es war mir egal. Alles war mir egal, weil da nur noch dieser tiefe Schmerz in mir saß. Ein Schmerz, den ich nie wieder loswerden würde, egal, wie krampfhaft ich versuchte, alles hinter mir zu lassen. Das wusste ich, er gehörte ab jetzt zu mir.

Mein Abbild hatte nichts mehr mit dem Mädchen gemein, das mir all die Jahre entgegengestarrt hatte. Doch ganz egal, wie oft ich Farbe und Frisur wechselte, unter wie viel oder wenig Schminke ich mein Gesicht zu verbergen versuchte, wie anders ich auch aussehen mochte, mich selbst würde ich nie belügen können. Wie auch? Meine Erinnerungen würden durch einen anderen Haarschnitt nicht verschwinden. Das Schlimmste würde bleiben – in mir drin. Da war diese Leere, von der ich mir nicht vorstellen konnte, sie jemals wieder füllen zu können. Die Ereignisse jener Nacht hatten sich in mein Gehirn gebrannt wie ein heißes Eisen in meine Haut. Ich würde die Narben immer in mir tragen, unsichtbar für jeden, doch täglich sichtbar für mich selbst. Mein Versagen, meine Schuld – sie brannten auf meiner Haut und zerfraßen meine Seele jeden Tag etwas mehr.

*Deine Haare sind wunderschön, du darfst sie niemals abschneiden, Prinzessin,* flüsterte eine mahnende Stimme in meinem Kopf und meine Finger krallten sich wie von selbst fester in das kalte Metall des Waschbeckens. So fest, dass ich glaubte, es würde nachgeben und sich unter meiner Verzweiflung verbiegen.

Ich widerstand dem Drang, erneut zur Schere zu greifen und meine Haare noch kürzer zu schneiden, weil es nichts bringen würde. Auch wenn ich mir jede Strähne vom Kopf riss – aus Angst, aus Wut, aus Trotz –, es würde nichts mehr ändern.

Seufzend löste ich endgültig den Blick von meinem Spiegelbild und drehte den Hahn auf, um mir eine Ladung eiskaltes Wasser ins Gesicht zu spritzen. Es half ein wenig gegen mein heiß glühendes Gesicht, aber in mir tobten so viele Emotionen, die ich nicht voneinander trennen konnte, dass mir nur wenige Sekunden später wieder viel zu heiß wurde. Ob vor Wut oder aus Angst oder weil die Klimaanlage des Motels kaputt war, wusste ich nicht. Es war auch nicht wichtig.

Mit immer noch viel zu zittrigen Händen griff ich nach dem Handtuch. Trocknete mein Gesicht ab, schloss die Augen und konzentrierte mich nur auf das Gefühl des rauen Stoffes auf meiner Haut. Auf den Geruch nach billiger Seife. Nachdem sowohl mein Gesicht als auch meine Hände trocken waren, straffte ich die Schultern, legte für einen Moment den Kopf in den Nacken und holte tief Luft. Ich atmete ein, langsam. Atmete aus, noch langsamer. Immer wieder, bis mein Puls nicht mehr galoppierte und ich zu frösteln begann, weil die Hitze meinen Körper verlassen hatte, der Angstschweiß jedoch geblieben war.

»Du schaffst das. Reiß dich zusammen. Du. Schaffst. Das«, flüsterte ich die Worte meinem zweiten Ich zu. Kurz wartete ich auf eine Reaktion. Auf ein ermutigendes Lächeln oder ein bestärkendes Zwinkern. Doch der Spiegel blieb nur schmutziges Glas und meine Miene hoffnungslos.

Ich ließ beides hinter mir und wandte mich zur Tür, die mich zurück in das sparsam eingerichtete Zimmer führte.

Auf dem Bett, in dem ich selbst dann nicht schlafen würde, wenn der Teufel es mir unter Höllenqualen befahl, befand sich meine große Trainingstasche. Darin hatte ich alles verstaut, was ich noch besaß. Mein ganzes Leben reduziert auf den wichtigsten Besitz, der nur dazu diente, mich

durchzuboxen. In der Tasche gab es ebenso wenig Platz für Sentimentalität wie in mir. Wenn ich mir jetzt erlaubte, wirklich darüber nachzudenken, was ich hier gerade tat, was vor knapp drei Monaten geschehen war und wie mein perfektes Bilderbuchleben innerhalb einer Nacht aus sämtlichen Fugen gerissen worden war, wäre ich zu gelähmt, um klar denken zu können. Es wunderte mich schon, dass ich es überhaupt bis hierher geschafft hatte und jetzt nur noch in den Bus steigen musste, um von hier fortzukommen. Die Angst vor dem Unbekannten war groß, keine Frage. Doch die Angst vor dem, was geschehen könnte, wenn ich hierblieb, war viel größer. Viel schmerzhafter. Und irgendwie war das tröstlich, so verquer das auch klang. Denn nur so – wegen dieser Angst – hatte ich es geschafft, all die lähmenden und zugleich beißenden Gefühle, die mich innerlich erstarren ließen und zugleich verbrannten, in einen Motor zu verwandeln.

*Halte noch ein paar Stunden durch, Grace. Ein paar Stunden, dann bist du fort von hier. Dann darfst du zusammenbrechen, aber nicht jetzt. Noch nicht jetzt! Halte durch!*

Seit Wochen hielt mich dieses immer gleiche Mantra am Leben und mit jedem geschafften Tag verringerte sich die Zeit, die ich durchhalten musste. Inzwischen verblieben nur noch wenige Stunden und ich würde jetzt ganz sicher nicht aufgeben.

Um meine verräterischen Hände, die mittlerweile doch wieder bebten, abzulenken, griff ich nach der dunklen Plastiktüte in meiner Tasche. In ihrem Inneren befand sich eine viel zu hohe Summe Geld, von der für mich jedoch alles abhing. Darum bemüht, nicht laut mitzuzählen – wer wusste schon, ob ich nicht doch belauscht wurde? –, ging ich die vielen Banknoten durch und holte einmal tief Luft, als ich fertig war. Fünfundzwanzigtausend Dollar. Die grünen Scheine waren wohl das Einzige, was mir von meinem früheren Leben blieb. Ich wusste nicht, wie lange ich von dem Geld leben konnte, aber es würde irgendwie reichen müssen, um mir eine neue Existenz aufzubauen. Musste, musste, musste.

Möglichst ruhig ging ich ein letztes Mal den restlichen Inhalt meiner Tasche durch. Kramte durch die wenigen Klamotten, die unter der Menge von Spitzenschuhen bereits jetzt völlig zerknittert waren.

Ich hatte alles, was ich brauchte: Sämtliche Unterlagen, die mir einen Neustart erleichtern würden, sowie eine Menge Geld, das zum Überleben notwendig war. Ich hatte nichts vergessen. Alles, was einst mir gehörte, war vernichtet. Die Speicherkarte meines Handys hatte ich zerstört, das Gerät lag jetzt nutzlos auf dem Schreibtisch, an dem ich so viele Stunden verbracht hatte. Meinen Laptop hatte ich gelöscht, jeder Suchverlauf war fort und damit auch die letzte Spur von mir. Das Einzige, was mir jetzt noch fehlte, war das Gefühl von Erleichterung. Doch es kam nicht – nicht einmal dann, als ich die schwarze Kapuze meines viel zu großen Hoodies über meinen Kopf zog und das Zimmer verließ.

Es kam auch dann nicht, als ich wenig später endlich in den Bus stieg, mich in meinen Sitz einrollte und dabei zuschaute, wie das Motel und die Skyline von Las Vegas langsam verschwanden.

Als wir Nevada verlassen und inzwischen drei weitere Bundesstaaten durchquert hatten, konnte ich es immer noch nicht spüren. Die Busreise dauerte mit Pausen einige Tage, und ich sehnte mich nach dem Gefühl der Erleichterung, doch es wollte sich nicht einstellen. Dabei brauchte ich es so sehr. Selbst als wir New York City erreichten und sich irgendwann die strahlende Metropole von Manhattan vor mir aufbaute, war da einfach nichts. Ein endloses Nichts.

Die Leere blieb, füllte mich aus. Bis ich schließlich nichts anderes spürte als das trügerische Gefühl, *allem* für einen Moment entkommen zu sein. Trügerisch deshalb, weil ich doch ganz genau wusste, dass meine Vergangenheit mich einholen würde. Früher oder später würde ihr Schatten sich erneut über mich legen und auch den letzten Funken Licht in mir ersticken, bis nichts mehr blieb außer der Dunkelheit und dem Wissen, dass ich versagt hatte.



## KAPITEL 1

# Grace

© 2023 des Titels »Drowning Shadows« von Franka Neubauer (ISBN 978-3-95761-224-3)  
by U&G Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München. Nähere Informationen unter: [www.uvg.de](http://www.uvg.de)

*Vielen Dank für Ihre Teilnahme, leider haben wir uns dieses Mal nicht für Sie entschieden, wünschen Ihnen aber viel Glück für Ihren weiteren Weg.* Mein Herz rutschte mir beinahe in die Hose, als ich auf mein Handydisplay starrte. Mahnend und verhöhnend zugleich prangte mir dieser eine Satz entgegen. Ein Satz, der mir in wenigen Sekunden den gesamten Tag vermiesen und alle Hoffnung zunichtemachen konnte.

»Verdammt«, fluchte ich leise und las die Mail noch ein weiteres Mal – in der stillen Hoffnung, ihr Wortlaut würde sich dadurch ändern. Es war die fünfte Absage, die ich alleine heute bekommen hatte. Man sollte meinen, es würde irgendwann leichter werden, diese harten Worte zu ertragen. Stattdessen trafen sie mich jedes Mal erneut mit voller Wucht und der Gedanke, vielleicht einfach aufzugeben, wurde immer lauter.

Ein vertrautes Kribbeln kroch meine Wirbelsäule hinauf und meine Brust schnürte sich zu.

*Nicht jetzt*, befahl ich mir stumm. *Atmen!*

»Rivers! Du wirst nicht bezahlt, um auf dein Handy zu starren, sondern fürs Arbeiten. Beweg endlich deinen Arsch, bevor das Essen kalt wird!«

Erschrocken zuckte ich zusammen und löste den Blick von dem grellen Display, nur um in das wütende Gesicht meines Chefs zu gucken. Konnte der Tag eigentlich noch schlimmer werden? Wenn es

eine Sache gab, bei der man von Garry nicht erwischt werden sollte, dann war es ein kurzer Blick aufs Handy.

»Sorry, kommt nicht mehr vor«, murmelte ich entschuldigend, während ich mein Smartphone hastig in der Tasche meiner Schürze verschwinden ließ. Bevor ich zur Essensausgabe huschte, warf ich einen schnellen Blick in die Verspiegelung der Bar. Glücklicherweise saß noch alles an der richtigen Stelle und meine Haare waren sicher zur Seite gesteckt. Die zarte Röte auf meinen Wangen verriet nichts von der Scham, die ich gerade verspürte, sondern ließ eher auf einen regen Betrieb schließen. Zur Sicherheit strich ich den weißen Kragen meines Hemdes noch einmal glatt und richtete die schwarze Fliege, die ein wenig verrutscht war. Damit mir nicht doch noch ein Fauxpas passierte, festigte ich den Knoten der schwarzen Schürze und strich auch hier einmal über den teuren Stoff, um nicht sichtbare Falten zu glätten.

Ich durfte mir in meiner Schicht keinen weiteren Fehler mehr erlauben, denn wenn ich diesen Job auch noch verlor, wäre ich komplett am Arsch. Einen tiefen Atemzug später schritt ich an den Pass, an dem das Essen ausgegeben wurde, und ließ meinen Blick über die vielen Zettel schweifen, um mir erst mal einen Überblick darüber zu verschaffen, was fertig war und wo noch etwas fehlte.

»Rivers!«, schnitt Garrys scharfe Stimme erneut durch die Luft und ließ mich abermals zusammenzucken. Wenn ich auf diesen blöden Job nicht so verdammt angewiesen wäre, würde ich ihm die heiße Pasta um die Ohren werfen, nach der ich gerade gegriffen hatte. Aber das konnte ich mir nicht leisten, also schluckte ich meinen Stolz herunter und fing damit an, die Teller etwas versetzt auf meinen Arm zu stapeln. Es waren drei Stück, gefüllt mit den besten Speisen des Restaurants, und ich balancierte zwei davon vorsichtig auf meinem linken Arm, bevor ich den letzten in die Hand nahm und mich auf den Weg zum entsprechenden Tisch machte. Normalerweise konnte ich diese Anzahl

Teller locker tragen. In den absoluten Hochzeiten schaffte ich sogar vier Stück auf einmal – mit viel Mühe und großer Vorsicht natürlich. Nur gab es dort für gewöhnlich keine Absagen, die mich aus dem Konzept rissen, wie es heute leider der Fall war. Diese Broadwayshow wäre so eine verdammt große Chance gewesen. Ich hätte den Job nicht nur aus finanzieller Sicht dringend gebraucht, sondern besonders auch aus tänzerischer. Mein letztes richtiges Engagement war viel zu lange her.

Ich war nach New York gekommen, um meine Tanzkarriere weiterzuverfolgen. Das große Ziel war es, in einer der Kompanien einen Platz zu finden. Doch das wurde mit jedem Tag, den ich als Kellnerin und nicht als Tänzerin verbrachte, zunehmend schwieriger. Nicht nur, weil meine Leistungen immer mehr schwanden – egal, wie viel ich auch privat zu trainieren versuchte – sondern auch, weil die Konkurrenz enorm stark war. Und wen würde das *New York City Ballet* lieber nehmen: eine sechzehnjährige Tänzerin, die gerade aus der langjährigen Ausbildung kam, oder mich, die nur noch das Abbild jener Tänzerin war, die sie einst gewesen war. Allein bei dem Gedanken, dass ich es bereits geschafft hatte und meinen Traum schon gelebt hatte und alles aufgeben musste, wurde mein Herz verräterisch schwer.

Schnell schüttelte ich die Gedanken ab. In Mitleid konnte ich später versinken, jetzt musste ich die Schicht hinter mich bringen, ohne meinen Chef noch weiter gegen mich aufzuhetzen.

Als ich den ersten Schritt Richtung Gäste machte, spürte ich sofort, dass mein Konstrukt nicht funktionierte. Meine Beine fühlten sich zu wacklig an und meine Arme zu schwach. Nur hatte ich unter Garrys prüfendem Blick keine andere Wahl, als mich zusammenzureißen und zu hoffen. Zu hoffen, dass es hielt und ich mich nicht blamierte.

Leider war es ein Hoffen, das sich kurz darauf als falsch herausstellte, als der erste Teller gefährlich zu schwanken begann und letztlich bei dem Versuch, ihn auf meinem Arm zu halten, herunterrutschte.

Mit lautem Scheppern fiel er zu Boden und verteilte das teure Essen auf dem dunklen Parkettboden und meiner Schürze.

*O nein, nein, nein!*

Das laute Getuschel der Gäste sowie das Gekirre von Gabeln auf Porzellan, welche das »Pinocchio's« immer erfüllten, verstummten abrupt und ich spürte die urteilenden und mitleidigen Blicke der Restaurantbesucher und meiner Kollegen auf mir. Am liebsten wäre ich im Erdboden versunken oder aus dem Restaurant gestürmt, nur hielt ich immer noch zwei Teller in der Hand. Ohne es zu wollen, zuckte mein Blick zu Garry, der enttäuscht den Kopf schüttelte, wobei er Angela – eine meiner Kolleginnen – zu sich rief. Wenn er mir jetzt kündigte, war ich geliefert.

Ich nahm einen tiefen Atemzug, bevor ich mich auf meinen persönlichen *Walk of shame* zu Tisch vierzehn begab, um die verbliebenen Teller abzustellen. In dem Moment wusste ich nicht, was schlimmer war: die mitleidigen Blicke, die die drei Frauen mir zuwarfen, oder der enttäuschte Ausdruck meines Chefs, den ich noch immer mahnend im Nacken spürte.

»Einmal die Pasta *Frutti di Mare* und das Risotto«, verkündete ich mit belegter Stimme und suchte den direkten Blickkontakt. Die zwei Frauen, die die angekündigten Gerichte geordert hatten, gaben ein leises »Hier« von sich, und ich stellte die Teller behutsam ab. »Es tut mir wahnsinnig leid, dass Sie noch länger auf Ihr Essen warten müssen, es wird nicht noch einmal vorkommen, versprochen«, entschuldigte ich mich bei der älteren Dame, die ohne Essen verblieb, mir jedoch trotzdem ein ermutigendes Lächeln schenkte.

»Ach, das macht doch nichts, Liebes. Missgeschicke passieren uns allen hin und wieder!«

Ich schenkte ihr ein dankbares Lächeln und hoffte bloß, dass mein Gesicht nicht so rot war, wie es sich anfühlte. Meine Wangen glühten regelrecht vor Scham. Trotzdem verspürte ich etwas Dankbarkeit,

denn zum Glück war mir diese Katastrophe bei einem verständnisvollen Tisch passiert. Die ganze Situation war für mich schon schlimm genug, aber herablassende Blicke und offene Anfeindungen der Gäste würde ich jetzt nicht auch noch ertragen können.

»Bitte, verzeihen Sie die Unannehmlichkeiten. So was passiert wohl, wenn man dahergelaufenen Touristinnen einen Job gibt.« Garry lachte kalt und erhoffte sich wohl, damit die Stimmung zu lockern. Ein Blick in die Gesichter der drei Frauen reichte, um zu verstehen, dass ihnen nicht mein *Missgeschick*, sondern sein Verhalten unangenehm war. »Als Entschuldigung dafür, dass Sie jetzt auf Ihr Essen warten müssen, übernehmen wir das natürlich. Und es gibt eine Runde Drinks für Sie drei aufs Haus, weil jetzt Ihr aller Mahl ruiniert ist.« Bei seinen strafenden Worten mir gegenüber wollte ich am liebsten die Stimme erheben. Ihn darauf hinweisen, dass es das erste Mal war, dass mir so etwas passiert war und das ganz sicher kein Weltuntergang war. Nobles Restaurant hin oder her. Doch die Konsequenzen, die ein solches Verhalten mit sich bringen würden, wollte ich nicht in Kauf nehmen.

Mit einer letzten gemurmelten Entschuldigung verließ ich den Tisch rasch und wollte gerade hinter die Bar eilen, um mein Durcheinander aufzuräumen. Bevor ich jedoch hinter dem Tresen verschwinden konnte, spürte ich eine Berührung an meinem Arm, die mich davon abhielt.

»Nicht so schnell, ich glaube, du hast hier heute genug Chaos angerichtet, vielleicht wäre es besser, du verschwindest für den Rest des Tages hinter der Spüle. Was ein Glück für dich, dass unser Spüler heute krank ist und ich somit tatsächlich noch einen Nutzen für dich habe.« Mein Chef funkelte mich wütend an und ich zuckte unter seinem Blick abermals zusammen. Etwas, das heute viel zu oft passiert war.

»Es tut mir leid, ich ...«

»Spar dir deine Ausrede«, zischte er mich so leise an, dass niemand um uns herum ihn hören konnte, aber laut genug, dass ich hart schlu-

cken musste. »Wir sind hier nicht in einem billigen Diner, in dem du vorher gearbeitet hast, sondern in einem Sternerestaurant. Fehler wie eben darfst du dir hier nicht mehr erlauben! Bekomm deine privaten Probleme – oder was auch immer mit dir los ist, weswegen du so unkonzentriert bist – in den Griff, oder das wars endgültig. Glaub mir, du bist absolut austauschbar. Hast du mich *jetzt* verstanden?«

Meine Atmung beschleunigte sich und ich spürte, wie sich alles in mir zusammenzog. Garry blickte mich so wütend an, dass ich mit aller Mühe gegen meine Tränen ankämpfen musste. Ich durfte weder weinen noch in Panik ausbrechen. Nicht jetzt. Nicht hier. Nicht vor ihm. Vor allem nicht vor ihm.

Da ich meiner Stimme im Moment nicht traute, nickte ich bloß und konzentrierte mich weiter auf meine Atmung.

*Einatmen, ausatmen, du schaffst das*, redete ich mir innerlich Mut zu.

»Gut. Angela wird deinen Bereich übernehmen, sie kann im Gegensatz zu dir sogar mit der doppelten Auslastung umgehen.« Erneut brachte ich kein Wort hervor und nickte bloß. Auch wenn ich noch nicht so lange hier arbeitete, an die ruppige Art meines Chefs und seine unterschwelligen Beleidigungen müsste ich mich längst gewöhnt haben. Nur nahm ich seine Worte noch immer viel zu persönlich und an Tagen wie heute konnte ich überhaupt nicht mit ihnen umgehen. Aber es war, wie es war: Wenn Garry schlechte Laune hatte, dann war das »Pinocchio's« ein einziges Minenfeld und allein ein falscher Schritt ließ es hochgehen wie eine Bombe. Heute war so ein Tag und ich war volle Kanne in jede einzelne – noch so versteckte – Mine getreten.

Als er mich endlich losließ und sich von mir abwandte, huschte ich so schnell wie möglich in die Küche. Sobald ich das atmosphärische Restaurant gegen die hektische Geschäftigkeit in der Zubereitung getauscht hatte, fiel mir das Atmen leichter. Nur das Brennen in mei-

nen Augen nahm zu. Für einen kleinen Moment lehnte ich mich an die Tür hinter mir, schloss die Augen und versuchte, mein zu schnell schlagendes Herz zu beruhigen.

»Grace?«, riss mich eine vertraute Stimme aus meiner Trance. Widerwillig öffnete ich meine Augen – zu gerne wäre ich einfach eins mit der Tür geworden – und blickte in das besorgte Gesicht von Rachel. Sie war die Chefköchin und wohl das, was einer Freundin am nächsten kam. Oder vielleicht eher einer guten Bekanntschaft. Seit ich in Manhattan lebte, hatte ich keine Freundschaften geschlossen oder Kontakte aufgebaut, außer eben zu Rachel. Was aber eher daran lag, dass sie nicht lockergelassen hatte. »Ist alles okay? Was ist passiert?« Die Sorge in ihrer Stimme nahm weiter zu, als sie mich näher musterte. Hastig rieb ich mir über meine feuchten Augen, um die paar verräterischen Tränen, die es herausgeschafft hatten, verschwinden zu lassen.

»Es ist alles okay, heute ist bloß kein guter Tag«, sagte ich ehrlich. Sie wusste zwar, dass ich verzweifelt versuchte, Fuß in der Tanzwelt zu fassen, aber ich war es leid, immer dieselben Worte zu sagen. *Es ist eine weitere Absage gekommen. Ich war wieder nicht gut genug.*

»Für dich oder für Garry?«

Mir entwich ein Schnaufen. »Für uns beide. Die wohl beste Kombi, oder?«

Sie schüttelte den Kopf, einen wissenden Ausdruck im Gesicht. »Sobald ich diesen Laden übernehme, wird hier ein anderer Wind wehen, das verspreche ich dir. Es kann doch echt nicht sein, dass mit seiner Laune alles steht oder fällt.«

Das wäre eine Änderung, mit der ich mehr als einverstanden wäre. Und das, obwohl ich gerade mal gut drei Monate hier arbeitete und nicht wie die meisten schon mehrere Jahre. Wie sie es so lange ausgehalten hatten, fragte ich mich jedes Mal, wenn ich den Laden verließ

und mir schwor, nächstes Mal zu kündigen, obwohl ich genau wusste, dass ich es nicht tun würde. Nicht tun *konnte*. Denn so sehr ich meinen Chef und das ganze Restaurant oft verfluchte, ich brauchte diesen Job und vielmehr das Geld, das er mir einbrachte. So gut bezahlt wie hier wurde ich bisher nirgendwo anders. Seit meiner Ankunft in Manhattan hatte ich in einigen Dinern gearbeitet, teilweise in zwei gleichzeitig, um mich über Wasser zu halten. Dort hatte ich nur vom Trinkgeld gelebt, was vielleicht in manchen Gegenden funktionierte, jedoch nicht in der teuersten Stadt Amerikas und vermutlich auch der ganzen Welt. Hier bekam ich zumindest einen Stundenlohn von einigen Dollar und das Trinkgeld war durch die vielen reichen Gäste wirklich mehr als gut.

»Ich bestelle dir jetzt erst mal einen Chai Latte mit extra viel Sirup. Zum Glück ist Matteo heute an der Theke, bei dem habe ich nämlich noch einiges gut, nachdem ich ihm letzte Woche den Arsch in seiner Schicht gerettet habe. Wie es aussieht, ist mir gerade außerdem leider eine Portion Risotto angebrannt. Natürlich ganz leicht nur, aber dennoch nichts für unsere noblen Gäste. Schade aber auch«, sagte sie schulterzuckend und schenkte mir ein schelmisches Grinsen, woraufhin ich sofort mitlachen musste. Ohne Rachel wäre ich hier wirklich aufgeschmissen.

»Danke, Rach, du weißt, wie sehr ich das zu schätzen weiß.«

»Nicht dafür. Garry ist ein Arsch und spielt sich zu sehr auf für seine Position. Nur weil er genug Glück im Leben hatte, irgendwie Restaurantleiter zu werden, heißt das nicht, dass wir uns alles gefallen lassen müssen. Außerdem kann er es sich nicht erlauben, dir zu kündigen, dafür sind wir zu unterbesetzt – ganz egal, was er sagt«, erwiderte sie zwinkernd, bevor sie sich von mir abwandte und zurück in die Küche an den Herd huschte. Schmunzelnd blickte ich ihr hinterher, während ich mich an die Spüle stellte, wo sich bereits das schmutzige

Geschirr stapelte. Irgendwie hatte Rachel recht und das wusste ich auch, trotzdem konnte ich nicht auf ihre Spekulationen vertrauen. Zumal sie als Chefköchin leicht reden hatte. Sie war wirklich nicht so leicht zu ersetzen, ich schon, oder? Auch wenn wir unterbesetzt waren, konnte ich mich einfach nicht in Sicherheit wiegen.

Als ich vor fast neun Monaten in Manhattan angekommen war, hatte ich mir sofort einige Kellnerjobs gesucht und war selbst überrascht davon gewesen, wie gut ich mich in dem Business schlug. Es war viel härter, als ich immer gedacht hatte, aber als Ballerina, die ein Leben in Disziplin und Strenge geführt hatte, konnte ich sowohl mit dem Druck als auch mit der körperlichen Belastung umgehen. Nur deshalb hatte ich vor drei Monaten den Job hier im »Pinocchio's« er-gattern können. So konnte ich immerhin ein wenig durchatmen, was meine Finanzen anging. Dass mein Stresslevel seither jedoch trotzdem höher war als vor einem wichtigen Vortanzen, ignorierte ich. Genauso wie die Tatsache, dass ich seit knapp neun Monaten in New York lebte und mein eigentliches Ziel, wieder Tänzerin sein zu können, immer mehr vor meinen Augen verschwamm. In meinem alten Leben hatte ich den Luxus genossen, mich nur auf das Tanzen konzentrieren zu können. Von morgens bis abends in Spitzenschuhen zu leben, mit meinen Freundinnen zwischen dem Training zu lachen und uns gemeinsam so lange an die Grenze zu treiben, bis alles an uns nach Perfektion schrie. Ja, diesen Luxus hatte ich hier nicht. Doch das, was ich an meiner Situation am meisten hasste, war die Tatsache, dass ich ganz genau wusste, wie viel mehr in mir steckte. Wie viel mehr Potenzial und Talent ich besaß. Und ich konnte es nicht beweisen, weil ich mehr Zeit mit einer dunklen Schürze und einem Tablett verbrachte als mit meinen geliebten Spitzenschuhen. Durch das fehlende Training und den ganzen Stress, dem ich mich selbst aussetzte, war mein Funke irgendwie immer mehr erloschen. Meinem Tanzstil fehlte dieses kleine bisschen

Besonderheit, das mich einzigartig und unvergesslich machte. Denn ich konnte noch so gut tanzen, wenn ich es nicht schaffte, dass der Funke aufs Publikum übersprang, würde ich nicht gesehen werden. Dann wäre ich bloß eine von vielen Tänzerinnen im Hintergrund, die man sofort wieder vergaß, wenn sie die Bühne verließen. Es war ein Teufelskreis – und mir dessen bewusst zu sein, machte es nur schlimmer. Wie sollte ich mehr Zeit in ein Training investieren, welches ich bitter nötig hatte, wenn ich gefühlt jede Sekunde hier war, um mir überhaupt das Leben in dieser Stadt leisten zu können?

Seufzend griff ich nach dem ersten Teller, schabte die Essenreste in den Müll und stellte ihn anschließend in den riesigen Geschirrkorb des Gastrospülers. Ich war von einer gefeierten Profitänzerin mit einer strahlenden Zukunft zu einer austauschbaren Kellnerin geworden, die nicht mal mehr diesen Job schaffte und jetzt dreckiges Geschirr schrubben musste. So hatte ich mir mein Leben in der strahlenden Metropole definitiv nicht vorgestellt.